

Die Arbeit an sich selbst

Warum es für einen echten Dialog zwischen den Nachkommen von Tätern und Opfern notwendig ist, dass die Täternachfahren zuvor mit Tabus der eigenen Familiengeschichte aufräumen, beschreibt die Publizistin Alexandra Senfft. Ihr Großvater Hanns Ludin war als „Gesandter des Dritten Reichs in der Slowakei“ für die Deportation der slowakischen Juden mit verantwortlich.

Alexandra Senfft



Alexandra Senfft. Foto: Judah Passow

Drückendes Schweigen, bleierne Stimmung: So erlebten viele Kinder und Jugendliche die Nachkriegszeit. Denn ihre Eltern verdrängten meist, was sie erlebt, erlitten oder geduldet hatten. Wer an den Massenmorden der Nationalsozialisten passiv oder aktiv mitgewirkt hatte, leugnete, log und betrog – mit wenigen Ausnahmen. Die meisten Deutschen waren von Krieg und/oder Flucht traumatisiert und sind bis heute getrieben von Schuld, Schuldgefühlen und Scham. Sie fürchteten sich davor, entdeckt, bloßgestellt und angeklagt zu werden – ob im juristischen oder moralischen Sinn. Wortkarg verbargen sie ihre Gefühle vor der Umwelt, nicht zuletzt vor den eigenen Kindern, um diese und sich selbst vor Schmach zu schützen. Die Gesellschaft flankierte das familiäre Schweigen, denn die Deutschen wollten sich ihrer Vergangenheit möglichst schnell entledigen. Der Neuanfang sollte durch einen radikalen Schlussstrich gelingen: die Gegenwart anpacken und für die Zukunft arbeiten. Doch was äußerlich gut gelang, scheiterte im Inneren, weil die Psyche nichts vergisst, nicht Leiden, nicht Verbrechen, nicht Schuld oder Mitschuld. Mit dem Wirtschaftswunder war der Wiederaufbau zwar geschafft, die Vergangenheit seelisch jedoch nicht vergangen und politisch nicht gebannt.

Selbst wenn die Eltern schwiegen, so waren sie dennoch berecht –

durch verbale Andeutungen, mit ihrer Körpersprache bis hin zu Gewalt, mit ihren politischen oder auch betont apolitischen Ansichten. Viele ihrer Nachkommen empfinden deshalb bis heute eine Bürde, die sich in diffusen Gefühlen von Rastlosigkeit, Ängsten,

bis hin zu Depression und Krankheit äußern kann. Die, die sich mit der familiären Vergangenheit auseinandersetzen, wollen Licht in das Dunkel ihrer Familiengeschichte bringen, das Schweigen und Nichtwissen endlich beenden. Sie träumen davon, sich von der Last der Vergangenheit zu befreien, die die Eltern ihnen oktroyierten. Die Vergangenheit lässt sich indes nicht abschütteln; man kann aber lernen, sie als Bestandteil der eigenen Identität zu akzeptieren und konstruktiv sowie aktiv damit zu leben.

Es ist nicht meine Bürgerpflicht, meine Geschichte offenzulegen. Das hängt auch ein wenig davon ab, ob es sich bei der belasteten Person um eine Person der Öffentlichkeit handelt, wie z.B. mein Großvater ... Da würde ich von einer politischen Verantwortung sprechen.

Gerade mit einer Täter-Geschichte trifft man in der Öffentlichkeit auf dieselben Ambivalenzen, die man innerlich bzw. innerhalb des persönlichen Umfelds hat. Das heißt: Man bekommt Zuspruch. Man erfährt Kritik. Man wird mit den Zweifeln anderer konfrontiert. Aber man wird auch bestärkt.

Auf Seiten der Überlebenden und deren Nachkommen wird bis heute aus ganz anderen Gründen ebenfalls noch viel geschwiegen. Das Erlittene

lässt sich kaum in Worte fassen. Aus Selbstschutz darf es ferner emotional nicht reaktiviert werden, und schon gar nicht soll es die Familie belasten. Die Verfolgten der Shoah fühlen sich gegenüber ihren ermordeten Angehörigen schuldig, weil sie überlebt haben. Ihre Kinder spüren die emotionalen Abdrücke der Todeserfahrungen in der Psyche ihrer Eltern, sie wachsen mit Belastungen und unausgesprochenen Aufträgen auf. Sie wollen ihren Eltern das Leid abnehmen, um sie glücklich zu sehen. An diesem Wunsch müssen sie allerdings zwangsläufig scheitern, sofern sie ihre eigene Geschichte nicht bearbeitet und konstruktive Wege aus der übertragenen Erfahrung von Destruktivität gefunden haben.

Sprachlosigkeit, Angst und Schuldgefühle oder sogar Rachegefühle behindern bis heute immer wieder einen fruchtbaren Dialog zwischen den Nachkommen der ehemaligen Täter, Mitläufer und Opfer. Das häufig vorhandene, zugleich aber verborgene Motiv bei Deutschen, sich im Kontakt mit Angehörigen der Opfer und Überlebenden von der Vergangenheit befreien und entlasten zu wollen, führt in die Sackgasse und endet nicht selten in neuen, destruktiven Verstrickungen. Wo die Karten nicht offen auf den Tisch gelegt werden, ist die Instrumentalisierung des Anderen nicht fern. Das Nicht-Erinnern gerät so auch zum Nährboden für neuen Hass und Rassismus.

Diese Instrumentalisierung könnte bedeuten, dass jemand einen Dialog mit den Nachkommen der Verfolgten sucht, weil er oder sie sich eigentlich entlasten möchte – da wird „das Opfer“ benutzt, um die Schuld- und Schamgefühle abzuschütteln.

Vertrauen zwischen beiden Seiten kann erst in dem Moment entstehen, in dem die Erben der tradierten nationalsozialistischen Denk- und Gefühlsmuster diese in sich identifizieren und sich mit ihnen konfrontieren. Das bedeutet, sich der persönlichen NS-Familiengeschichte zu stellen, sowohl faktisch als auch emotional. Diese Auseinandersetzung ist schmerzhaft, angstbesetzt und voller Ambivalenzen und Spannungen, die

Niemand hat ein Monopol auf die Familiengeschichte. Es dürfen verschiedene Perspektiven, die sich widersprechen, nebeneinander existieren.

Anstatt der Unmenschlichkeit des NS-Systems durch Verdrängen und tradierte Verhaltensweisen weiter Futter zu liefern, sollten wir mit Menschlichkeit reagieren und dazu gehört zu lernen, im richtigen Moment NEIN zu sagen und Entscheidungen zu treffen, die auch Mut kosten. (www.intellectures.de)

es zu ertragen gilt. Doch sie führt zum Kern der eigenen Identität und zu ihrer Stärkung.

Das althergebrachte Familiennarrativ von den angeblich unschuldigen, ja „anständigen“ Großeltern, Onkeln oder Tanten, die sich in der NS-Zeit direkt oder indirekt schuldig gemacht haben, kann auf diesem Wege der Reflexion durchbrochen werden. Dabei tut man nicht nur etwas für sich selbst, sondern auch für seine Kinder, seine unmittelbare Umwelt und für die Gesellschaft. Die Wahrheit tut weh, sie öffnet jedoch den Raum für Vertrauen und Dialog. Unsere Familiengeschichten sind der Schlüssel zum individuellen und

kollektiven Erinnern an die Taten, Verbrechen und die schuldhafte Passivität unserer Vorfahren in der NS-Zeit. Das Bewusstmachen und Erzählen der persönlichen familiären Vergangenheit schafft somit auch einen Hauch von Gerechtigkeit für die Opfer und Verfolgten des Nationalsozialismus.

Die Auseinandersetzung und Verständigung jener, die aus verschiedenen Perspektiven dieselbe Geschichte teilen, birgt Chancen der Heilung in sich und bündelt die Kräfte für eine Allianz gegen Polarisierung und Radikalisierung.

Den Menschenfeinden ist nur durch konsequente Aufklärung zu begegnen.

Das Gebot der Menschlichkeit erfordert immer wieder aufs Neue die Arbeit an sich selbst. In diesen politisch prekären Zeiten von Rechtspopulismus und Rechtsradikalismus ist es umso dringlicher, die üblen Geister der NS-Vergangenheit durch Wahrhaftigkeit und Mut in der Gegenwart zu entmachten.

Die Zitate in den Kästen stammen, soweit nicht anders vermerkt, aus einem Online-Interview mit Alexandra Senfft, geführt von Swenja Granzow-Rauwald, März 2016 (<http://rffhabnc.org/menschlichkeit-als-leitfaden>)



INFO

Alexandra Senfft lebt in Bayern und Griechenland. Von ihr sind u.a. erschienen: „Der lange Schatten der Täter. Nachkommen stellen sich ihrer NS-Familiengeschichte“ (Piper 2016) und „Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte“ (classen 2007, List 2008).

Weitere Infos unter: www.alexandra-senfft.de

Ein Gespräch über das Aufbegehren gegen das Schweigen und die Kraft des Theaters

remembeRING

Die Frankfurter Schauspielerin Liora Hilb war vom 5. bis 9. Oktober 2016 mit ihrem Theaterstück remembeRING zu Gast in Ulm. Darin erzählt sie die Geschichte ihrer Familie, die eng mit der Stadt verknüpft ist, denn ihre Großmutter Jenny wurde 1942 aus Ulm deportiert und in Auschwitz ermordet. Im Interview mit Nicola Wenge gibt Liora Hilb Einblicke in ihre Familiengeschichte, das Stück und wie sie die Aufführungen in Ulm erlebt hat.

Was wissen Sie über das Leben Ihrer Großeltern in Ulm vor der NS-Zeit?

Also ich weiß sehr wenig, ich wusste erst gar nichts und was ich heute

weiß, habe ich mir selbst zusammenrecherchiert. Jenny und Julius waren sehr vermögend und sehr anerkannt. Sie hatten eine Textilwarenhandlung in der Wengengasse. Jenny war gern gut angezogen und liebte schönen Schmuck. Sie waren sehr, sehr assimilierte Juden. Religion spielte keine Rolle, wenn überhaupt nur zu den höchsten Feiertagen. Sie hatten einen großen jüdischen und nichtjüdischen Freundeskreis.

Nach dem Tod Ihres Großvaters im Jahr 1928 führte Ihre Großmutter das Geschäft mit Hilfe der leitenden Angestellten alleine weiter und zog die beiden Söhne Kurt (geb. 1914) und Otto (geb. 1915) groß. Wann flohen die beiden aus Deutschland?

Mein Vater Kurt war ein Lebemann, der wahnsinnig gerne Sport trieb – er hat Hockey in einem Ulmer Verein gespielt, hatte dort auch Freunde, die bei der SS bzw. bei der Gestapo waren. Ein Freund, der SS-Mann war, sagte eines Tages: „Kurti, hau ab, das ist besser für dich.“ Da hat er beschlossen, nach Palästina auszuwandern. Und dann schickte ihm Jenny aus Ulm die Nachricht, dass Otto nach dem Novemberpogrom für einige Wochen nach Dachau verschleppt worden war. Kurt bemühte sich darum, Otto über London nach Palästina zu holen, was auch geklappt hat. Jenny ist in Ulm geblieben; warum, kann ich nicht sagen.